

Birgit Abele

Wieder ich selbst

Mein Weg aus dem Gefängnis
spirituellen Missbrauchs





© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Gestaltungssaal, Rohrdorf

Umschlagmotiv: © Alexander Metzger

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39854-4

ISBN E-Book (E-Pub) 978-3-451-84854-4

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84855-1

*Die Gnade setzt die Natur voraus.
Sie zerstört sie nicht, sondern vollendet sie.*

(Thomas von Aquin, S. Th. I, q. 2, a. 2 ad 1)

Inhalt

Geleitwort von Peter Hundertmark	9
Vorwort	12
1 Wie ich meine Berufung fand	14
2 Erste Jahre in der Gemeinschaft der Liebe	36
3 Auf in den Osten	69
4 In der geschlossenen Stadt	84
5 Die Krankheit	105
6 Zur Rekonvaleszenz in den Westen	109
7 Dunkle Jahre	123
8 Intensive Spiritualität	129
9 Neue Zuversicht	142
10 Zurück nach Deutschland	155
11 Der Zusammenbruch	168
12 Das Studium	186
13 Unter neuer Führung	198
14 Der Austritt	205
15 Ein neues Leben	210
16 Nachwort	218
Glossar	220
Anlaufstellen für Betroffene	226
Hilfreiche Links	227
Weiterführende Literatur	228
Epilog von Barbara Haslbeck	231

Geleitwort

Nach zehn Jahren Beschäftigung mit spirituellem Missbrauch dachte ich, alles schon einmal gehört zu haben. Dann lese ich dieses Buch von Birgit Abele und erlebe den Schock von neuem: wieder Horrordetails, wieder Abgründe unter dem Mantel des Frommen und Katholischen ... Es ist so furchtbar leicht, einem Menschen den freien Willen, die Gesundheit, Lebensfreude und Glaubenssehnsucht zu nehmen. So erschütternd einfach. Und der Rückweg ins Leben ist so unendlich schwer und wird so unendlich schwer gemacht.

Denn wer beginnt, über Erfahrungen geistlichen Missbrauchs in Gemeinschaften zu sprechen, stößt im Umfeld rasch auf die Frage, die in die Seele schneidet wie ein Messer ins Fleisch: „Warum?“ „Warum sind Sie da hingegangen? Warum sind Sie geblieben?“ Dieses Buch erzählt davon, wie eine junge Frau voll Idealismus in eine katholische Gemeinschaft hineingegangen ist, wie sie nach und nach in ein Netz aus Manipulation und Machtmisbrauch eingesponnen wurde, wie sie schleichend ihren eigenen Willen genommen bekommt. Das Buch erzählt davon, wie sie in ein inneres Gefängnis gerät, aus dem zu entkommen fast unmöglich ist, obwohl keine Tür real abgeschlossen ist. Wer dieses Buch gelesen hat, weiß, dass er/sie nie wieder „Warum?“ fragen darf, wenn Menschen von den Schrecknissen ihres Lebens sprechen.

Wer zu sprechen beginnt, trifft unweigerlich auf einen weiteren Widerstand: „Das war doch nur ...“ bekommen die Betroffenen dann zu hören. „Das war doch nur spiritueller Missbrauch, nur spiritualisierender Quatsch, nur ... und keine Schläge, kein Freiheitsentzug, keine sexuelle Gewalt.“ „Nur ...“ ist eine Katastrophe. „Nur ...“ ist Selbstschutz derer, die auf die Betroffenen hören sollen, Selbstschutz vor dem, was doch nicht sein kann, weil es nicht sein darf – um

den Preis der erneuten Abwertung und Traumatisierung. Wie oft muss jemand von „Selbstverlust und Gottentfremdung“ (Ute Leimgruber, Barbara Haslbeck u. a.), von „Nicht mehr ich“ (Doris Wagner/Reisinger) lesen, bis jeder Komparativ, jedes „nur ...“, jede Umkehrung von Tätern und Opfern im Halse stecken bleibt?

Über Missbrauch zu sprechen ist die einzige Weise, auf den Pfad der Befreiung und Heilung einzubiegen. Aber die Hürde ist immens. Widerstände von außen und vernichtende Scham und Schuldgefühle von innen. Die Balance zu halten, ist so schwer und so furchtbar kräftezehrend: „Es ist mir passiert – ich war nicht schuld.“ Diese Balance zu halten ist eine der großen Stärken dieser Lebensbeschreibung.

Es gibt keinen Machtmissbrauch ohne Sprechverbote für die Betroffenen und es gibt keinen Machtmissbrauch ohne Hör- und Sehverbote im Umfeld. Wer dennoch spricht, löst sich aus dem Missbrauch. Wer Worte findet und zu sprechen wagt, nimmt dem Missbrauch seine Kraft, wer schreibt, macht die Räume für die Täter enger. Jedes Sprechen ist ein „Erzählen als Widerstand“ (Ute Leimgruber, Barbara Haslbeck u. a.). Wer schreibt, gibt sich und anderen Worte, das Unsagbare zu sagen. Es sind Bücher wie dieses, die das Potential haben, Menschen aus Machtmissbrauch und toxischen Gemeinschaften zu befreien. Wer darin die eigene Situation und Geschichte gespiegelt entdeckt, kann die Kraft bekommen, selbst auszusteigen.

Und dann liegt alles zu Tage – und die Leser:innen müssen nur glauben wollen, was sie kaum glauben können. Glauben wollen bedeutet bereit zu sein, sich existentiell erschüttern zu lassen. Jeder Bericht über geistlichen Missbrauch hat das Potential, den Glauben der Lesenden zu zerstören, ihrer Welt einen irreparablen Riss zuzufügen. Hören wollen, glauben wollen ... heißt riskieren, dass die Zerstörung übergreift. Dieses Buch fordert Solidarität mit der Betroffenen und mit allen Betroffenen spirituellen Missbrauchs ein: eine Solidarität bis hinunter in die Wurzeln, die das Leben und den Glauben tragen.

Dieses Buch aber geht weiter als viele andere Berichte. Es erzählt den Weg aus der Verstrickung. Es ist nicht nur die Geschichte eines Missbrauchs, es ist vielmehr und zuerst die Geschichte einer Befreiung – einer Befreiung, die Jahre in Anspruch nimmt. Es ist die Geschichte wiedergefundener Hoffnung, wachsender Kraft, mühsamer Schritte ... eine Geschichte von Versuchen, Rückschlägen, Zusammenbrüchen, Neuanfängen, Niederlagen ... und Sieg. Bei aller Erschütterung, die es auslöst und auslösen will, ist es ein starkes Hoffnungsbuch, ein Überlebensmittel für die Autorin und für die Leser:innen.

Speyer, 6. Februar 2024
Peter Hundertmark

Peter Hundertmark, geb. 1963, Dr. phil., Pastoralreferent, Geistlicher Begleiter, Exerzitienbegleiter, tätig im Referat Spirituelle Bildung/Exerzitienwerk im Bischöflichen Ordinariat Speyer und auch bekannt durch den Blog <https://geistlich.net>.

Vorwort

Es war ein gewöhnlicher Mittwoch im Sommer 2021. Im Verlauf einer Teamsitzung an meiner Arbeitsstelle kam unsere kleine Gruppe auf das Thema „Geistlicher Missbrauch“ zu sprechen. Eine Kollegin stellte dabei die Frage in die Runde, was unter diesem Begriff genau zu verstehen sei. Ihre Worte berührten mich im Innersten. Mir wurde bewusst, wie wenig Wissen über das, was ich selbst erlebt hatte, vorhanden ist.

Seit meinem Austritt vor fünf Jahren hatte ich es weitestgehend vermieden, mich mit meinen Erfahrungen auseinanderzusetzen. Ich wollte vergessen, was hinter mir lag. An diesem Tag brach eine große Wunde in mir auf. Was ich so gut verdrängt hatte, schaffte sich einen Weg ins Bewusstsein und verfolgte mich mit einer derartigen Wucht, dass ich nicht mehr dagegen ankommen konnte.

Schlag um Schlag kamen mir die erlittenen seelischen Verwundungen in Erinnerung. Ich ertappte mich dabei, wie ich innerlich begann, das Erlebte in Sätze zu formulieren. Sollte ich tatsächlich beginnen zu schreiben? Ich erkannte, dass ich gar keine andere Chance hatte, um innerlich wieder ruhig zu werden.

Genau in diese Zeit fiel ein Radunfall, der mir eine sechs-wöchige Krankschreibung bescherte. Nun hatte ich Zeit! Mit der Tastatur auf den Oberschenkeln – anders wäre es nicht möglich gewesen – machte ich mich ans Werk. Jeden Tag. Mir fiel es unendlich schwer, alles zu Papier zu bringen, denn ich durchlebte es noch einmal. Nach genau sechs Wochen war ich weitestgehend fertig. Ein gutes Stück Verarbeitung war geschehen!

Was sollte nun aus meinem Manuskript werden? Ich gab es mehreren Personen zu lesen, die alle von meiner Niederschrift erschüttert waren und mich zu einer Veröffentlichung

ermutigten. Ich zögerte. Würde ich dadurch nicht Personen in ein schlechtes Licht rücken? Nach einem langen Abwägungsprozess entschloss ich mich letztendlich doch zu diesem Schritt. Mir war klar geworden: Wie bei der #MeToo-Bewegung angesichts sexuellen Missbrauchs braucht es auch im Hinblick auf spirituellen Missbrauch Berichte Betroffener, die das Ausmaß der Zerstörung auf allen Ebenen des Menschseins aufzeigen. Je mehr, desto besser.

Mein Buch steht für die vielen Leidtragenden, die nicht den Mut oder die Kraft haben, ihre Erfahrungen aufzuschreiben. Möge es dazu beitragen, geistlichen Missbrauch schneller zu entlarven und Opfer zu schützen. Verantwortliche in der Kirche dürfen nicht länger wegschauen oder das Phänomen bagatellisieren, denn mittlerweile ist bekannt, dass spiritueller Missbrauch genauso tief in die Persönlichkeit eingreifen und ebenso verheerende Auswirkungen auf das Selbstbild und die Lebensfähigkeit der Betroffenen haben kann wie sexueller Missbrauch.

Die Gemeinschaft, in der sich alles zugetragen hat, nenne ich hier die „Gemeinschaft der Liebe“. Um keine Rückschlüsse auf die einzelnen Personen zu ermöglichen, wurden alle Namen geändert.

1

Wie ich meine Berufung fand

Frühe Kindheit

1972 wurde ich als Jüngste von drei Geschwistern in eine gut-bürgerliche Mittelstandsfamilie aus dem süddeutschen ländlichen Raum hineingeboren. Der katholische Glaube wurde mir sozusagen in die Wiege gelegt: Die Taufe, später dann die Erstkommunion und Firmung waren genauso selbstverständlich wie der sonntägliche Kirchgang und das Tischgebet vor dem Mittagessen.

Die ersten drei Jahre meines Lebens verbrachte ich mit meiner Familie in einer winzigen Dachgeschosswohnung in der Stadt, mehr ließ das finanzielle Budget meiner Eltern damals nicht zu. Diese Zeit wurde von mehreren schweren Erkrankungen meiner Mutter überschattet. Lange Krankenhausaufenthalte und eine Operation führten dazu, dass meine zwei Brüder und ich immer wieder in Familien der Verwandtschaft aufgeteilt werden mussten, damit unsere Versorgung sichergestellt war. Familienhelferinnen gab es damals wohl noch nicht. Die Lage spitzte sich zu, als meine Mutter zum zweiten Mal Tuberkulose bekam und die Medikamente nicht vertrug. Die Ärzte zeigten sich ratlos. In ihrer großen Not wandte sich meine Mutter damals im Gebet an P. Josef Kentenich, den einige Jahre zuvor verstorbenen Gründer der Schönstattbewegung, den sie in ihrer Jugend kennengelernt hatte. Tatsächlich verschwanden auf seine Fürsprache hin alle Krankheitssymptome, und meine Mutter war gesund! Aus medizinischer Sicht gab es dafür keine Erklärung. Gleich darauf erhielten meine Eltern die Baugenehmigung für unser Eigenheim, das nun im Heimatdorf meiner Eltern entstehen sollte.

Als ich vier Jahre alt war, zogen wir in unser neu errichtetes Haus um, das in der letzten Häuserreihe am Rand des

Dorfes entstanden war. Wir wohnten nun zusammen mit vielen anderen Familien, die ebenfalls kleine Kinder hatten, in einem Neubaugebiet. An Spielgefährten mangelte es uns nicht. Bald freundeten wir Geschwister uns mit den Nachbarkindern an und verbrachten viel Zeit draußen. Etwas älter, gründeten wir Kinderbanden, veranstalteten Schnitzeljagden oder spielten auf der Wiese hinter unserem Haus Fußball.

Zuhause führten wir ein ziemlich normales Familienleben mit allen Höhen und Tiefen. Der Glaube war ein ganz selbstverständlicher Teil unseres Lebens. Als Kind ging ich ab und zu donnerstagabends mit meiner Mutter in die Kirche. Unser Ortspfarrer, ein Schönstattpriester, hatte eine lebensgroße Statue der Gottesmutter von Fatima für unsere barocke Pfarrkirche besorgt. Diese stand an der rechten Seite am Übergang zum Altarraum und schaute mit ihrem milden und liebevollen Blick auf die Pfarrkinder herab. Dieser Blick beeindruckte mich, er strahlte etwas sehr Warmherziges aus. Ich kann mich an einen solchen Donnerstagabend erinnern, an dem ich nach der Abendmesse noch eine Kerze am Kerzenständer entzündete. Dabei überkam mich das Gefühl, in der Kirche zuhause zu sein. Ich fühlte mich so wohl, dass ich mir vorkam wie bei uns im Wohnzimmer. Am liebsten wäre ich dortgeblieben. Dieser Eindruck begleitete mich lange Zeit.

In den ersten zwei Jahren der Grundschule unterrichtete uns eine Schönstatt-Schwester in Religion. Diese konnte auf faszinierende Weise Geschichten aus der Bibel erzählen, sodass wir wie gebannt ihren Worten lauschten. Die Schwester war sehr lieb zu uns Kindern. Ihr Unterricht prägte sich tief in mein Herz ein.

Mit dem Beten hatte ich es allerdings nicht so. Den Rosenkranz fand ich langweilig, und wenn wir in der Fastenzeit oder im Advent manchmal im Rahmen einer Familienandacht zuhause ein Gesätzchen davon beteten, schien mir dieses endlos lange zu sein. Ich wartete ungeduldig, bis es endlich vorbei war. Eine persönliche Beziehung zu Gott hatte ich damals noch nicht.

Schon bald nahte die Erstkommunion. Unser schon etwas betagter Ortspfarrer übernahm jeweils den Religionsunterricht der dritten Grundschulklasse und bereitete uns auf dieses große Ereignis vor. Außerdem fanden einige Vorbereitungstreffen statt, welche Frauen aus dem Dorf gestalteten. Sie gaben uns Zettel mit einer Liste von guten Werken und den verbleibenden Tagen bis zum Fest. Für jedes durchgeführte gute Werk sollten wir einen Strich beim jeweiligen Tag machen. Da stand zum Beispiel: den Eltern gehorchen, Geschirr abtrocknen, ein Gebet sprechen usw. Weil ich mich bestmöglich auf die heilige Erstkommunion vorbereiten wollte, vollbrachte ich täglich mehrere gute Werke, sodass meine Strichliste am Ende ganz voll war. Als schließlich die Beichte vor dem großen Fest anstand, konnte ich beim Lesen des Beichtspiegels nichts finden, was ich nicht erfüllt oder Schlechtes getan hätte. Ich hatte mich wirklich sehr bemüht. Also wusste ich nicht, was ich beichten sollte. Meine Mutter versuchte mich zu überreden, trotzdem zur heiligen Beichte zu gehen, aber sie konnte mich nicht dazu bewegen, da ich nicht gewusst hätte, was ich dem Pfarrer sagen soll. So kam es, dass ich vor diesem großen Fest nicht beichtete. Heute denke ich, es hätte sich sicher etwas für den Beichtzettel finden lassen, denn heilig war ich ganz gewiss nicht. Aber als Kind verstand ich es eben nicht besser.

Auch außerhalb des Unterrichts lagen unserem Pfarrer die Kinder des Dorfes am Herzen. Er organisierte öfters Filmnachmittage für uns. Dann versammelten sich viele Kinder im großen Saal des Gemeindehauses, und ein Mann mit einer riesigen Filmrolle zeigte lustige und auch nachdenkliche Filme. Ich erinnere mich besonders an einen Film über Fatima, den wir ansahen. Erst wurde die Geschichte der Marienerscheinungen gezeigt mit dem Sonnenwunder, alles in Schwarz-Weiß. Das war sehr eindrücklich. Am Ende des Filmes ertönte ein dringlicher Appell des Filmsprechers, den Rosenkranz für die Bekehrung Russlands zu beten. Den ganzen Nachhauseweg dachte ich erschüttert über die Worte der

Gottesmutter nach: „Betet den Rosenkranz, und Russland wird sich bekehren.“

In unserem Dorf bestand eine Schönstatt-Mädchengruppe, der ich ungefähr neunjährig beitrat. Diese wurde von zwei älteren Mädchen aus dem Dorf geleitet. Das Treffen im Keller des Pfarrgemeindehauses begann immer mit einem kurzen Gebet und der Schönstatt-Marienweihe „O meine Gebieterin, o meine Mutter ...“, zu der wir uns vor einem Bild der Gottesmutter versammelten. Ich war allerdings froh, wenn das vorbei war, und freute mich auf den zweiten Teil, wenn wir miteinander bastelten oder Spiele machten. Das machte Spaß.

In der Freizeit ging ich meinen eigenen Interessen nach. Ich lernte Klavier, war im Sportverein, liebte das Spielen mit den Nachbarkindern und las für mein Leben gern Bücher. Ich glaube, irgendwann hatte ich fast alle Bücher der Schulbibliothek gelesen.

Leider kam es in der Grundschule oft vor, dass weniger begabte Schüler/innen von unseren Klassenlehrer/inn/en vor der ganzen Klasse bloßgestellt wurden. Das tat mir sehr weh, und ich litt förmlich mit ihnen mit. Vielleicht lagen mir gerade deshalb die schwächeren Schüler/innen sehr am Herzen. In meiner Freizeit erteilte ich gleich mehreren Klassenkamerad/inn/en Nachhilfeunterricht, damit sie ihre Leistungen verbessern konnten.

Immer wieder sprach unsere Mutter, die einer Schönstatt-Müttergruppe angehörte, mit uns Kindern über den Glauben. Diese Gespräche waren interessant, und ich konnte viel davon für mich mitnehmen. Mich beeindruckte, wie geradlinig meine Eltern ihren Weg mit Gott gingen. Heute kann ich sagen, dass sie einen bodenständigen Glauben hatten, der ihnen half, die Schwierigkeiten des Lebens zu bewältigen.

Religiöse Rituale gehörten ganz selbstverständlich zu unserem Alltag. Bevor wir morgens aus dem Haus gingen, versammelte meine Mutter uns Kinder im Hausgang und machte uns mit Weihwasser ein Kreuzchen auf die Stirn. Es folgte noch ein kurzes Gebet zum Schutzengel, das allerdings

manchmal ausfallen musste, wenn wir schon spät dran waren. Aber zumindest das Weihwasser war obligatorisch!

Abends, wenn wir uns schon im Bett befanden, kam meist meine Mutter noch zu uns und betete ein kurzes Abendgebet oder sang ein Lied, z. B. „Müde bin ich, geh zur Ruh“. Ganz besonders schätzte ich es, wenn sie sich Zeit nahm, um noch mit uns zu reden.

Am Palmsonntag war es in unserem Dorf Brauch, lange Holzstangen mit buntem Stanniolpapier und Buchszweigen zu schmücken und dann in der Dorfkirche aufzustellen. Dabei bestand ein heimlicher Wettbewerb, wer den längsten so genannten „Palmen“ hatte. Eines Jahres setzten wir uns als Familie das Ziel, den längsten Palmen zu kreieren. Mein Vater besorgte eine sehr lange Holzstange. Diese legte er in unserem damals noch nicht ausgebauten Dachgeschoss der Länge nach auf Stützen, und schon Wochen vor dem Palmsonntag begannen wir mit dem Schmücken. Es war ein richtiges Familienprojekt. Endlich kam der große Tag. Stolz trugen wir alle zusammen unseren perfekt geschmückten Palmen in die Kirche. Doch als wir ihn aufstellen wollten, kam die böse Überraschung: Er stellte sich als zu hoch heraus und bog sich an der Kirchendecke um! Da half nichts, mein Vater musste die Säge holen und ihn kürzen. Am Ende war er allerdings einige Zentimeter kürzer als ein anderer Palmen, der ganz genau bis zur Kirchendecke reichte. So waren wir also mit unserem Übereifer etwas übers Ziel hinausgeschossen.

Unsere Eltern gaben uns ein gutes Beispiel in der Nächstenliebe. Immer wieder lud meine Mutter alleinstehende Personen aus dem Dorf zum Essen ein oder besuchte einsame Menschen im Altenheim. Als meine Großmutter väterlicherseits pflegebedürftig wurde, holten sie meine Eltern zu uns nach Hause und pflegten sie über viele Jahre hinweg. Dies war sehr zeitintensiv, da sie als Parkinson-Patientin im Endstadium völlig gelähmt war und sich nicht mehr bewegen konnte.